

aber durchaus zuverlässiger Darstellung das Imperium beschreibe und in einem sehr reichen, zeitgenössischen Bildmaterial es vor unsern Augen lebendig werden läßt. Besonders dienen diese Bilddokumente zur Veranschaulichung der Kulturhöhe jener Zeiten.

Der Verbreitung fremdländischer Kulte sowie der lateinischen Sprache diene, ohne daß es besonders beabsichtigt war, die neue Heeresorganisation, die Augustus durchführte. Da das römische Heer seit jener Zeit hauptsächlich als Grenzschutz des Reiches diene und zum größten Teil in starkbefestigten Standquartieren am Rhein und an der Donau lag, außerdem fast zu zwei Fünfteln aus fremdvölkischen Hilstruppen bestand, so mußten die Kulte des Ostens wie die Götter der Gallier und der Germanen den Legionären bekannt werden, und damit war auch der Weg für die schnelle Verbreitung des Mithraskultes und des Christentums geebnet. Andererseits mußte diese Neuorganisation des Grenzschutzes zur friedlichen Romanisierung der Grenzvölker führen, die im Handel oder im Soldatendienst auch römische Kultur und lateinische Sprachbrocken übernahmen. Mit der Sprache drangen neue Ideen ein, das Wort »imperium«, das noch bei Cäsar sehr schwankende Bedeutung hat, selbst bei Livius oft mehr die Art der Staatsverfassung bedeutet, bezeichnet den Grenzvölkern immer mehr im Sinne des Tacitus das von den Herrschern Roms geleitete und von den Legionen gesicherte Gebiet.

Dieser von römischen Historikern und Juristen geprägte und vom lebendigen Geschehen erfüllte Begriff des Imperiums, des kaiserlichen Imperiums von Augustus bis Diokletian, von Konstantin bis Justinian, hatte in germanischer Prägung durch Jahrhunderte einen beherrschenden Einfluß auf das Abendland und hat ihn noch heute, in Oxford und Cambridge angelfächisch umgeschmolzen, durch das britische Imperium auf die ganze Welt. Gut zeigt uns diese Zusammenhänge Harold Nicolson (Nachkriegsdiplomatie, Berlin 1934) in einer farbenprächtigen Charakteristik des indischen Vizekönigs Curzon (S. 22). Curzon war vollauf überzeugt, daß England der Erbe Roms sei, berufen, Herrschaft mit Sanierung, mit Wirken für das öffentliche Wohl zu vereinen. Eine der Eigenschaften, der er höchste Bewunderung zollte und nacheiferte, war die altrömische

»gravitas«, jene ernste Würde, die aus einem tiefen Bewußtsein der Weltverantwortlichkeit kommt. »So kam er dahin, in römischen Begriffen zu denken, ja sich wie ein Römer zu bewegen; selbst seine Gesichtszüge nahmen mit den Jahren immer mehr etwas Prokonsularisches an, und seine ganze Haltung gegenüber ausländischen Zivilisationen war das »excellent alii« eines exklusiven, wenngleich humanen Nationalismus. . . . Der Imperialismus wiederum rief die besondere Männlichkeit der englischen Rasse auf den Plan, jenen gemäßigten Herrschertrieb, wie er bei den oberen Klassen in unsern »public schools« gepflegt wurde. . . . In seinen Reden stößt man immer wieder auf die Gegenüberstellung derjenigen, die das Imperium »als eine beschwerliche Last« betrachten, und derjenigen, für die es »die erhabenste aller Verantwortlichkeiten« bedeutet. Dieses Gefühl von »Verantwortlichkeit« samt den damit verbundenen Tugenden des Pflichtgefühls, des Optimismus und der Gerechtigkeit beherrschte seine Denkweise.«

Aber auch die letzten großen christlichen Römer, Ambrosius und sein Schüler Augustinus, waren von diesen Ideen des Imperiums, der Verantwortlichkeit und der Gerechtigkeit erfüllt. Besonders spüren wir das bei der Lektüre des Werkes »De civitate Dei«, in dem Augustinus gleichsam noch die letzte eingehende Bilanz über das Werk des Augustus und seiner Nachfolger aufstellt, es als weltliches Imperium in die Zukunft projiziert und ihm seine Stellung im ewigen Plane Gottes zuweist. Ohne Zweifel muß, wer so die Zeit und das Werk des Augustus in seinen beabsichtigten und auch nicht beabsichtigten Wirkungen betrachtet, in diesem Imperator nicht nur einen Mann der Zeitwende sehen, wie es M. Antonius, Mäcenat, Agrippa und viele andere waren, die ihn bekämpften oder als Schirmherrn literarischer, technischer und sozialer Wirksamkeit ehrten. Augustus war durchaus ein Mann besonderer Vorsehung, ein ausgewählter Arbeiter zur Verwirklichung von Gottesplänen, selbst wenn seine Beweggründe einen andern Weg wiesen.

Georg Hahn S. J.

Kunst und Religion

Die Fäden, die zwischen Kunst und Religion weben, sind zahlreich, und es steht außer Zweifel, daß die Kunst gerade im

Dienste des Religiösen sich selbst am tiefsten verwirklicht und am reichsten entfaltet hat. Es ist aber nicht nur der Durchstoß zur letzten Wirklichkeit der Dinge, was hier verbindet. Auch das Verwachsen mit den schöpferischen Kräften des Lebens führt beide zueinander. So gibt es Zugänge zur Kunst durch die Religion und umgekehrt. Und weil es solche lebendigen Bindungen gibt, muß auch jede Trennung beider sich auswirken. Die Geschichte der sich vom Dienste am Höchsten emanzipierenden Kunst der letzten Jahrhunderte hat uns das deutlich genug bezeugt. Aus dieser Erkenntnis heraus sind schon seit langem Bestrebungen am Werk, die Kunst wieder in den Bereich des Religiösen zurückzuholen. Vor allem soll sich die kirchliche Kunst selber aus einer ernstesten und ins Leben aufgenommenen Auseinandersetzung mit der Welt des Glaubens in ihrer schöpferischen Formkraft erneuern.

Zu diesem Zwecke wurde vor Jahren schon von den Dominikanerpatres in Rom das »Istituto Beato Angelico« gegründet. In Deutschland ist man daran, die vielen zerstreuten Bemühungen zu sammeln und zu einen. Exz. Dr. Conrad Gröber von Freiburg berief deshalb Ende September dieses Jahres die »Katholische Reichsgemeinschaft christlicher Kunst« zu einer Tagung nach Kloster Beuron. Es war eine sehr anregende Begegnung von Theologen und Künstlern, in der manches der großen Sache dienende Anliegen herüber und hinüber in herzlichem gegenseitigem Vertrauen ausgetauscht wurde. Vier Referate breiteten in großen Zügen Grundlagen und Forderungen der christlichen Kunst von heute vor den Zuhörern aus. Eine mehr philosophisch-anthropologische Darlegung der im Unbewußten wurzelnden Formkräfte von Volk, Zeitgeist und Glauben bildete den Anfang. Es ging darum, die Notwendigkeit einer Rückkehr zu diesen naturhaft-schöpferischen Kräften jeder Kunst aufzuzeigen (Engelbert Kirchbaum). Danach sprach Erzbischof Dr. Gröber, der Leiter der Tagung, über den Stand der christlichen Kunst in der Gegenwart, ihre Hemmungen und ihre Aufgaben. Auch die Forderungen und Verpflichtungen der kirchlichen Behörden den Künstlern gegenüber wurden dabei behandelt und unter anderem die entsprechende Ausbildung der jungen Theologen verlangt. Der dritte

Vortrag (Linus Bopp) galt den theologischen Grundlagen kirchlichen Kunstschaffens. Vom Blickpunkt der praktischen Theologie aus wurde die besondere Stellung des Künstlers und der Kunst umschrieben. Eine lebendige Ausdeutung von Geist und Ziel der Liturgie ergab dann noch eine Reihe religiös-theologischer Folgerungen und Forderungen. Den Abschluß bildete ein Referat über die Realisierung des kirchlichen Kunstschaffens vom Künstler her gesehen (Georg Lill). Hier wurde vor allem die Freiheit und Bedeutung der künstlerischen Persönlichkeit klar herausgestellt.

Der Gesamteindruck der Tagung, der Referate mit ihren Aussprachen, der planmäßigen und »unplanmäßigen« Sitzungen und Beratungen an einer durch ihr Ringen um kirchliche Kunst so bedeutungsvollen Stätte wie Beuron äußerte sich in dem einstimmigen Wunsche nach regelmäßiger Wiederholung solcher Zusammenkünfte. Um allerdings derartige Tagungen wertvoll und fruchtbar zu erhalten, wird es ständiger planmäßiger Vorarbeit bedürfen. Das Interesse und der Wille zu gemeinsamer Aufbauarbeit bei Künstlern, Laien und Theologen ist über Erwarten groß. Es muß nur gesammelt und der großen Sache dienstbar gemacht werden. In diesem Geiste arbeitet schon seit beinahe zwei Jahren ein Studienkreis für Kirchenkunst, der von Prof. Rudolf Schwarz und Architekt Martin Weber geleitet wird. Ende August fand sich dieser Kreis auf Burg Rothenfels zusammen. »Gottesdienstliche Gestaltung« hieß das Gesamtthema des dreitägigen Arbeitstreffens. Es sollte eine Weiterführung dessen sein, was die vorjährige Tagung erarbeitet hatte. In einer wertvollen Veröffentlichung (Gottesdienst. Ein Zeitbuch, hrsg. von Rudolf Schwarz, Würzburg 1937) wurde das Ergebnis dieses ersten Treffens bekanntgegeben. In diesem Jahre galt der erste Tag den Grundgestalten des gemeinsamen Gebetes. Felix Messerschmidt sprach über Fragen des deutschen Chorals und Heinrich Kahlefeld über verschiedene Formen liturgischen Betens. Der zweite Tag stand unter dem Thema: »Die heiligen Dinge und Zeichen.« In meisterhafter Analyse zeichnete Romano Guardini die Grundphänomene der Begegnung des Menschen mit den Dingen, in der er, vom Bereich der Urbilder und Symbole ausgehend, eine Deutung von

Kunst und Liturgie gab. Mehr im Geschichtlichen hielt sich der Lichtbildervortrag von August Hoff über die sinnvolle Gestaltung kirchlicher Geräte. Der letzte Tag behandelte den Kultraum als geistliches Weltall. Robert Grosche stellte eine Reihe von Grundformen des geistlichen Raumes auf, während Rudolf Schwarz eine den verschiedenen Formen und Stufen des kirchlichen Lebens entsprechende Aufgliederung des Gotteshauses vortrug und der Frage von der Bedeutung und Stellung der Kirche in Stadt und Landschaft nachging. Außer diesen Referaten sorgte noch eine Reihe von Veranstaltungen für die Belebung und Vertiefung des in den Vorträgen Gebotenen, die zugleich als sympathische Äußerungen und Betätigungen echter Gemeinschaft wirkten: musikalische Darbietungen, vor allem der von H. Kahlefeld wundervoll vorgetragene altdeutsche Choral, und Lichtbildervorträge über den Engel in der Kunst (A. Hoff) und moderne Paramentik (Gertrudis Huber). Am meisten aber schloß sich die Gemeinschaft zusammen in der morgendlichen Feier des heiligen Opfers und der gemeinsamen Komplet am Abend.

Wenn man die beiden Tagungen auf Rothenfels und in Beuron miteinander vergleicht, dann erweist sich die geschlossene Form der ersteren als der gegebene Weg zu dem gesteckten Ziel: nur so kann ein Studienkreis wirklich arbeiten. Vielleicht dürfte man sogar um dieses wertvollen und notwendigen Zieles willen eine noch straffere und engere Form einer Arbeitsgemeinschaft wünschen. Je größer ein Kreis ist, um so ergebnisloser erweisen sich ja gewöhnlich Aussprachen und Diskussionen. Die lockere Form von Beuron hat mehr die Gestalt der eigentlichen Tagung, die schon vorher erarbeitete Ergebnisse zusammenfaßt und organisatorisch zusammenschließt. So dürften beide Tagungen im Grunde eine sehr glückliche Ergänzung bedeuten, die vielleicht als Vorbild und Grundstein eines weiteren und festeren Aufbaues dienen können.

Das Kernanliegen von Beuron und Rothenfels war, wie schon eingangs festgestellt wurde, die Wiederbelebung unserer kirchlichen Kunst durch eine Begegnung und innere Zusammenarbeit des Künstlers mit dem Theologen. Der Sinn einer solchen Begegnung kann sich aber nicht darin erschöpfen, daß beide Teile sich über ihre

Pflichten und Forderungen im Interesse des gemeinsamen Zieles verständigen. Es muß vielmehr in der Zusammenarbeit von Künstler und Theologe der innere Anschluß, die schöpferische Befruchtung von Kunst und Religion selber erstrebt werden. Darum braucht der kirchliche Künstler vor allem eine vertiefende Einführung und beständige Weiterführung in die Welt des Glaubens für sein persönliches Leben. Das ist der eigentliche Beitrag des Theologen. Es ist klar, daß eine solche Arbeit nicht auf Tagungen und in Studienkreisen geleistet werden kann. Dazu bedarf es kleiner Gemeinschaften, die in ständiger geistiger Fühlung bleiben. Mancherorts bestehen schon solche Kreise, die mit großer Frucht arbeiten.

Muß der Theologe mit Recht vom Künstler erwarten und verlangen, daß er seine religiöse Kunst aus echtem religiösem Reichtum und Erleben schafft, so muß anderseits der Künstler auch vom Theologen das Entsprechende fordern, nämlich daß er mit lebendigem Verstehen und Mitschwingen dem Künstlerischen gegenübersteht. Ganz eindeutig gilt das dann, wenn sich Künstler und Theologe zu gemeinsamer Arbeit zusammenfinden, wie es oben angedeutet wurde. Wenn wir keine Priester haben, die das leisten können, dann ist auf die Dauer auch die tiefere Zusammenarbeit nicht möglich. Gerade aus dieser Erkenntnis heraus kam es auch bei der Beuroner Tagung mehrmals zu der lebhaften Forderung einer künstlerischen Erziehung unseres heranwachsenden Klerus. Die Erfahrung zeigt, Gott sei Dank, eine große spontane Aufgeschlossenheit dieser jungen Menschen für künstlerische Dinge. Man braucht also in den meisten Fällen nur das Vorhandene zu pflegen und zu erziehen. Nicht eine Erweiterung unseres philosophisch-theologischen Wissens um ein Stück Kunstgeschichte scheint uns das Dringliche, sondern Kunsterziehung in der eigentlichen Bedeutung des Wortes. Das Verständnis für Schönheit und künstlerischen Wert muß wachsen, der Sinn für diese Welten wach und lebendig erhalten werden. Und das geschieht am unauffälligsten und jedenfalls am nachhaltigsten dadurch, daß man diese bildsamen Menschen nicht zum beständigen Anblick geschmackloser oder künstlerisch belangloser »Kunstgegenstände« zwingt, sondern sie an wertvolle und echte Kunst gewöhnt. Es ist für die innere Bildung

eines Menschen durchaus nicht gleichgültig, in welchem Raum, mit welchen Bildern er tagaus, tagein lebt. Erst wenn sich die Erkenntnis der Bedeutung dieser Zusammenhänge praktisch durchsetzt, können wir eine wirklich fruchtbare und dauernde Zusammenarbeit zwischen Künstlern und Theologen erhoffen. Und doch ist vielleicht nur von hier aus der zukunftsfrohe Anlaß junger kirchlicher Kunst für die Reife, die wir ersehnen, zu sichern.

Engelbert Kirlichbaum S. J.

Mensch als Mitte oder Entscheidung

Zwei Schriften zum Descartes-Jubiläum stellen mit gutem Erfolg das Menschenbild heraus, das in dieser zentralen Philosophie der Jahrhunderte der Aufklärung den formgebenden Mittelpunkt bildet. Hugo Friedrich beleuchtet es von der zu Grunde liegenden französischen Mentalität aus¹. Wie der »Raisonbegriff« die »große Norm« des »17. Jahrhunderts« war (41) und die »aristokratische Weltbürgerlichkeit der formal gebildeten Vernunft« (25) des »honnête homme« das entsprechende ethische Ideal (übrigens hineinwirkend in die »norma honestatis« der späteren Neuscholastik), so geschieht in Descartes' »Gelassenheit und Vorsicht« (13), die als »Eintracht von Bescheidung und Stolz« (20) sich gibt, eine »demütige Rückkehr zum Banalen, zur durchschnittlichen Menschlichkeit« (20) als »Rückkehr zum Uralten, Ewigen, Unwandelbaren der einen Vernunft« (21), da er »nicht im Ausnahmegeist und der Revolution, sondern im Durchschnittsgeist und in der Kontinuität die Garantie einer sicheren Wahrheits-erwerbung oder vielmehr Wahrheitsbewahrung sah« (23). »Es ist eine Gefinnung vernünftiger Weltlichkeit, die Platz gegriffen hat«, wie sie Hippolyte Taine 1858 als französischen Geist überhaupt zeichnet: »Ein Geist, der die Mitte hält zwischen hoher Spekulation und ins Kleine gehender Beobachtung, zwischen kühner Erfindung allumfassender Ideen und sorgfältigster Sammlung kleinster Fakten... Er ist weder Gelehrter noch Darsteller, weder Metaphysiker noch Künstler... Sein ganzes Trachten richtet sich darauf, rasch einen

fauberen, leicht in Umlauf zu bringenden Begriff zu erfassen, der sich sofort in einen andern und dieser wieder in einen dritten überführen läßt, so daß alle derartigen Begriffe eine hübsch in der Ordnung befindliche Leiter darstellen, wo keine Sprosse fehlt oder bricht und auf der man schnell von unten nach oben oder von oben nach unten klettern kann« (44). Aber, wie Friedrich sehr wahr anmerkt, »es ist ein ertrotztes Selbstbewußtsein, das seine Freiheit allem nicht von ihm Geschaffenen (selbst Gott) gegenüber behauptet und sichert. Gebärdet es sich auch als bescheidenes Ich, als médiocrité, so ist es doch ein stolzes Ich... Für dieses geistige Kraftbewußtsein gibt es keinen Schicksalsgedanken« (20), und so steht es als »Auswirkung des geistüberbetonten Menschenbegriffs« (68) insbesondere »der organischen Weltanschauung Goethes« gegenüber (69).

Noch schärfer enthüllt Karl Jaspers in seiner Descartes-Schrift² die unheimlichen Folgen dieses trotzig Sich-Sicherns. »Im Drang nach dieser zwingenden Gewißheit hat Descartes in seinem ersten grundlegenden Gedanken alle Fülle verloren und in jedem weiteren Schritt zurückstrebend zu Inhalt und Fülle - die Gewißheit nicht mehr erreicht. Erst ist die Gewißheit leer und dann verlagert im nächsten Schritt auch noch diese Art von Gewißheit« (20). Dadurch, daß »Descartes Philosophie will, aber in der Gestalt der modernen Wissenschaft«, dadurch »geschieht... daß ihm die Philosophie sich verkehrt und daß er die Wissenschaft nicht erreicht« (63 f.). So entsteht eine »Zweideutigkeit... die... ihm, als ob sie sein Wesen selbst wäre, zuzugehören scheint« (90): »als ob die Tiefe und die Plattheit beieinander ständen« (91) und »als ob in der Helle des Verstandes die Gestalt eines dunklen Kobold stehe« (92). Es ist das »Rationale in seiner Isolierung«, im Unterschied zu »Seinsverbundenheit« (86), und also eine »Dogmatik des Rationalen... unter allen Dogmatiken die leerste« (88). Denn »so unbestimmt und leer das Sein im 'cogito ergo sum' ist, so unbestimmt und leer ist eine Gottheit, sofern sie nichts ist als die Sicherungsfunk-

¹ Hugo Friedrich, Descartes und der französische Geist (78 S.) (Wissenschaft und Zeitgeist 6) Leipzig 1937, Felix Meiner. M 2.40.

² Karl Jaspers, Descartes und die Philosophie (104 S.) Berlin 1937, Gruyter & Co. M 4.80.